

INTERVIEW MIT KARL WÜRZBURGER, ZÜRICH, AM 4.6.1972

Man muß sehr aufpassen, damit man die Schweiz als politisches Wesen nicht mit den Schweizern identifiziert. Erst gestern rief mich ein Mann an, ohne dessen Hilfe ich nicht durch die Emigration gekommen wäre, den ich aus meiner Rundfunkarbeit kannte. Ich bin am 11. März 1933 als Programmleiter bei der Deutschen Welle fristlos entlassen worden. Bereits ein Jahr vorher reiste ich zum erstenmal in die Schweiz, und zwar auf Einladung eines russischen Juden, der in Paris ein Institut für Mikrophonie gegründet hatte, das allerdings nur aus ihm und seiner Schreibmaschine bestand. Ich hatte ihn ein paar Mal an der Deutschen Welle beschäftigt. In der Schweiz begann ich nun etwas, das ich zuvor schon in Deutschland gemacht hatte: sogenannte interne Rundfunk-Kritik, d.h. Kritik nur zum Gebrauch für die Verantwortlichen eines Senders. Als das schon einige Zeit lief, habe ich einige Manuskripte an Radio Basel geschickt, die angenommen wurden, ohne daß man gleich verifiziert, daß sie vom Rundfunkkritiker kamen. Damals lernte ich den Mann kennen, der mich gestern anrief, Dr. der Musikwissenschaft. Ich hatte ihn suamäßig kritisiert, denn er war zwar sehr klug, lieferte aber unmögliche Sendemanuskripte. Später hat er mich unterstützt.

Im Jahr 1935 bin ich dann mit ein paar Vorträgen in der Schweiz gewesen. Zu dieser Zeit lebte ich bei meinem Vater in Bayreuth, einem recht bekannten Psychiater. Im Herbst desselben Jahres besprach ich in der Schweiz meine Emigration. So konnte ich im März 1936 als fester Mitarbeiter für den Rundfunk in die Schweiz gehen. Einen Paß besaß ich nicht mehr seit September 1935. Am 23. März sollte ich meinen ersten Vortrag bei Radio

V  
Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5203/74	Dest. Z5'3043
Rep.	Kat.

Basel halten. Am 21. März habe ich die Polizei angerufen und mit einem Skandal in der Schweiz gedroht, falls man mich wegen des fehlenden Passes nicht reisen ließe. Ohne Kommentar erhielt ich am nächsten Tag meinen Paß mit einem Visum für drei Wochen. Ich kam natürlich nicht zurück. Meine Frau und meine Tochter waren damals noch nicht gefährdet. Sechs Wochen nach meiner Flucht wurde meine Frau zum Polizeichef, einem Herrn Betz, gerufen, der sie nach meinem derzeitigen Aufenthalt fragte. Sie antwortete, ich sei in der Schweiz, und auf die Frage, wann ich wiederkäme, nie. Anschließend meinte sie noch, sie habe geglaubt, die Polizei sei froh, wenn ich nicht wiederkäme.

Ich hatte in der Schweiz eine Toleranz-, aber keine Aufenthaltsbewilligung. Deshalb wurde ich im Herbst 1936 aufgefordert, binnen vierzehn Tagen das Land zu verlassen. Ich war damals noch nicht Mitglied der Evangelischen Gemeinde, lebte aber schon in ihr und kannte bereits den Pfarrer Ammann, der mich im Advent 1936 taufte. Er erreichte, daß mein Ausweisungsbefehl zurückgenommen wurde. Meine Frau kam im Januar 1938 in die Schweiz, und zwar mit Genehmigung der beiden betroffenen Staaten. Die Schweiz hatte nur die Auflage gemacht, ich müßte selbst das Existenzminimum verdienen. Das konnte ich, 300 Franken im Monat. Nachdem meine Frau rund acht Wochen da war, wurde mir die Mitarbeit bei Radio Basel verboten. Nun besaß ich noch schweizer Freunde aus meiner Studienzeit. Einer von ihnen, der Alttestamentler Walter Baumgartner, der mir von Marburg bekannt war, hatte einen sehr guten Freund an der Neuen Zürcher Zeitung, an den er mich vermittelte. Ich schrieb dann für diese Zeitung die ersten schweizer Radio-Kritiken. Vorauszuschicken ist noch, daß ich schon vorher für diese Zeitung einige umfängliche Artikel verfaßt hatte, allerdings nicht unter meinem richtigen Namen. Ich zeichnete sie, glaube ich, mit Jakob Werther; das ist der Name meines Urgroßvaters, des letzten Schutzjuden der Familie, gewesen, ich hatte ihn in der

Taufe angenommen. Mein Anwalt, der, ohne sich dafür bezahlen zu lassen, meine Interessen gegenüber der Zeitung vertrat, wurde mit diesen Artikeln konfrontiert, als er in einer anderen mich betreffenden Sache in Bern war. Er kannte sie natürlich nicht. Aber als Sachkenner auf dem Gebiet der Mikrophonie war ich bekannt, so daß die Auflösung des Pseudonyms für die Fremdenpolizei nicht schwer war.

Nach einem halben Jahr wurden auch meine Artikel in der Zürcher Zeitung, abgezeichnet mit -r- verboten. Die für meine Spalte Verantwortlichen fuhren nach Bern und führten vor allem an, daß außer mir niemand Radio-Kritiken schreiben könne. Danach ging die Sache noch einmal gut.

Wir lebten damals in Basel-Binningen. Im Sommer 1940 erhielten wir von einer Baslerin das Angebot, ihre in der Innerschweiz gemietete Wohnung zeitweilig zu benutzen, weil sie von den sonst dort wohnenden Feriengästen nicht gebraucht wurde. Wir haben das jedes Jahr getan und noch einen Scheck über 300 Franken von dem Fräulein mitnehmen können.

Schließlich wurden meine Artikel endgültig verboten. Offenbar war der übliche Verbotsbrief dieses Mal auf dem Tisch des Chefredakteurs und nicht bei meinen Bekannten gelandet. Der aber war nicht bereit, ein offizielles Gesuch um Arbeitsbewilligung für mich zu stellen, weil er sich nicht von den Behörden vorschreiben lasse, wer für ihn arbeiten dürfe. In diesem Punkt habe ich 1942 noch einmal mit den Behörden Schwierigkeiten bekommen: Damals war der 200. Geburtstag von Lavater. Ich war ein Natorp-Schüler und dadurch in der Schweiz als Pestalozzi-Würzburger bekannt. Über dieses Forschungsinteresse war ich mit dem Lavater-Forscher Oskar Farner bekanntgeworden. Von ihm wurde ich eines Tages gebeten, einen Beitrag über die Beziehungen zwischen Lavater und Pestalozzi zu schreiben. Farner war damals Pfarrer am Großmünster, Professor an der Universität, Präsident der Synode und Herausgeber des

schweizerischen Kirchenblattes. Ich bestand darauf, daß Farner um ein Gesuch für diese Arbeit einkomme. Er rief den Polizeichef von Zürich, Briener, an und erklärte ihm die Sache, kam aber um das Gesuch nicht herum. Sechs Wochen später erhielt ich die Ablehnung.

In der Seite Technisches habe ich bei der Zeitung noch so manchen Artikel unterbringen können, aber eigentlich durfte ich ab 1938 nichts mehr tun. Wahrscheinlich hat die Fremdenpolizei die technische Beilage nicht gelesen.

1938 erklärte mir mein Freund, daß er nicht in der Lage sei, mich in der bisherigen Form weiter zu unterstützen. Er schlug mir vor, einen Kreis zu bilden, der insgesamt für die Familie Würzburger zu sorgen habe. Das geschah. Einige von meinen Wohltätern habe ich gekannt, einige nicht. Bedingung war, ich sollte ein Buch schreiben, das wollte mein Freund als Legitimation. Bei unseren Überlegungen stießen wir auch auf mein Interesse an Pestalozzi. Ich wurde nun zum Waisenvater von Basel geschickt, der 1927 zum 100. Geburtstag Pestalozzis ein Buch geschrieben hatte; er sollte meine Befähigung für dieses Projekt eruieren. Die "Prüfung" endete mit den Worten: So ein Gespräch über Pestalozzi habe ich noch nicht geführt. Danach wurde ich zu Prof. Carl Ludwig Schmidt geschickt, den ich persönlich sehr gut kannte; weil ich ein paar Monate in seiner Gemeinde gelebt hatte, wurde auch ein Pfarrer und dessen Sohn hinzugezogen, obwohl sie von Pestalozzi keine Ahnung hatten. Es ging aber in meinem geplanten Buch auch um den geistgeschichtlichen Zusammenhang zwischen Zwingli und Pestalozzi, gegen die "Veraufklärer" Pestalozzis, und so hatten die beiden mir theologisch auf den Zahn zu fühlen. Das Gespräch verlief ebenfalls positiv. Aufgrund des Buchplans bekam ich von dem Freundeskreis Würzburger dann monatlich 300 Franken. Das Buch wurde im April 1940 fertig. Freunde rieten mir, es Emil Brunner vorzulegen. Im Oktober 1940 erschien es im Zwingli-Verlag. Damit war ich für die Schweizer geistesgeschichtlich eingeordnet, was zu einer wesentlichen Änderung meiner Situation führte.

Ich erhielt Erlaubnis, meine Bücher in der Schweiz zu veröffentlichen. Ich durfte Vorträge halten, allerdings mit der Einschränkung, daß jeder einzeln von der Fremdenpolizei genehmigt werden mußte. Damit wollte man eine Übersicht über meine Einnahmen und die Häufigkeit meines Auftretens haben. Bis Kriegsende lebte ich im wesentlichen von dieser Vortragstätigkeit, zumeist in evangelischen Gemeinden. Ob die Fremdenpolizei das geduldet hat, oder ob sie das Kirchenblatt für die reformierte Schweiz nicht las, jedenfalls konnte ich auch alle neuerschienene Literatur über Pestalozzi in diesem Blatt rezensieren. Ich habe diese Beiträge sogar mit meinem richtigen Namen gezeichnet. Dasselbe tat ich für das Evangelische Schulblatt, das sie wohl ebensowenig gelesen haben. Im Jahr 1946 ist mir das zu blöd geworden. Ich wollte nach Deutschland zurück, ich wußte nur noch nicht wie. Eines Tages faßte ich mir ein Herz und fuhr nach Bern. Dort gab es inzwischen eine offizielle Stelle für Emigranten neben der Fremdenpolizei. Ich galt als jüdischer Emigrant; ich hatte anfangs das "J" in meinem Paß gar nicht bemerkt. Als mich andere auf die Perforation aufmerksam machten, bekam ich einen Schock. Ich bat nun in Bern um eine offizielle Arbeitserlaubnis. Man verstand mich nicht: Meine Bücher durften in der Schweiz erscheinen, was wollte ich noch mehr. Von Büchern kann man aber nicht leben. Ich machte dem Beamten klar, daß ich nur nach Lörrach zu fahren brauchte, um für jede schweizer Zeitung schreiben zu können, was der Schweiz nicht passe, hier jedoch, wo man mich in der Hand habe, dürfe ich offizielle nicht schreiben.

Ich hatte in der Emigration engen Kontakt zu Pfarrer Paul Vogt, aber nicht als Schützling, sondern als Mitarbeiter, und zu Frau Gertrud Kurz. 1942 hätte ich es noch unter allen Umständen abgelehnt, jemals nach Deutschland zurückzukehren. Im August oder September 1942 begegnete ich Frau Kurz am Thunersee, wo sie ihre kleinen Versammlungen abhielt. Wir waren etwa dreißig Flüchtlinge, unter ihnen auch Arthur Crispian, die anderen meist Juden,

keine Edel-Emigranten wie ich, sondern waschechte Flüchtlinge. In diesem Kreis wurde mir klar, daß es auf den erlebten Haß nur eine Antwort gab: Liebe. Von diesem Zeitpunkt an stand für mich fest, daß ich bei erster sich bietender Gelegenheit nach Deutschland zurückkehren würde. Paul Vogt lernte ich durch mein Pestalozzi-Buch kennen.

Im Herbst 1944 bat mich Karl Barth mit fünf anderen zu sich, und zwar drei offizielle Kommunisten und drei evangelisch getaufte Juden, einer davon war der Otto Salomon Bruder. Teilgenommen hat auch die nächste Mitarbeiterin Barths, Charlotte von Kirschbaum. Ziel war die Gründung einer Basler Sektion der Bewegung Freies Deutschland in der Schweiz. Entscheidende Grundlage für Barth, daß die Kommunisten die Mitarbeit der Christen wünschten. Ich mußte als erster auf das Angebot antworten, und ich hatte eine Feststellung und eine Frage: Ich weiß, daß ihr mich erschießt, wenn ich euch nicht mehr gefalle. Dürfen wir unsere Kinder evangelisch erziehen? Besonders die Frage hat mir Karl Barth übelgenommen und ist mir ziemlich über den Mund gefahren. Das Gespräch verlief ergebnislos. Im Februar 1945 kam die Konferenz von Montreux auf Einladung des Bundesrats. Ich sah dort die jetzige Frau von Hellmut Gollwitzer, die Tochter Arthur Freudenberg und Joseph Wirth. Freudenberg, den ich von Berlin kannte, erzählte ich über den Besuch bei Karl Barth. Ich wollte, daß er eine Fortsetzung arrangierte. Das zweite Gespräch verlief aber genauso wie das erste: Kurz vor Kriegsende hat mich Karl Barth gebeten, ein Sozialdemokrat war dabei und wieder Charlotte von Kirschbaum. Damals wurde ich noch einmal zur Teilnahme aufgefordert. Frau von Kirschbaum war damals schon im Vorstand, wenn nicht sogar Vorsitzende. Auf meine Ablehnung sagte mir Barth: Na dann gehören Sie eben auch zu den Leuten hinter der Kirchenmauer. Am selben Abend habe ich an Charlotte von Kirschbaum einen Brief geschrieben und meinen Beitritt erklärt, nicht trotz meiner Bedenken, sondern wegen meiner Bedenken. Ich habe Recht behalten: Ein halbes Jahr später kamen zwei Funktionäre aus

Deutschland in die Schweiz, lösten das Freie Deutschland auf und machten daraus einen Deutschen Kulturbund. Das bewies mir, daß die Organisation gelenkt war. Ich habe weiter mitgemacht, und wir haben sehr offene und harte Gespräche geführt. Meine Beteiligung am Freien Deutschland bestand in diesen Diskussionsbeiträgen.

Beim SDS war ich neben Jo Mihaly und Hans Mayer Mitgründer. Im September 1945 oder 1946 haben wir in Walzenhausen im Haus Sonneblick des Pfarrers Vogt eine Wochentagung veranstaltet, bei der ich auch gesprochen habe über Christentum und Humanismus. Teilnehmer waren Friedmann, der Vater von Lieselotte Funcke, der seine Emigrationszeit in Liechtenstein verbracht hatte, Hans Mayer und wahrscheinlich auch Stephan Hermlin. Friedmann war ein ganz bewußt außerhalb der Kirche stehender Humanist. Für mein Gefühl war diese Tagung die beste Zusammenkunft, die Emigranten in der Schweiz gehabt haben.

Auf die Frage nach den Deutschlandvorstellungen der Emigration könnte man so viele Auskünfte geben, wie es Emigranten gab. Ich glaube, die einzigen, die darauf eine ganz eindeutige Antwort wußten, waren die politisch Festgelegten, insbesondere die Kommunisten. Ich selbst bin rassistisch Verfolgter gewesen und habe mich in der Schweiz nie politisch betätigt: Ich hätte das für unanständig gehalten. Aber ich war seit Rathenaus Ermordung Sozialdemokrat. Ich gehörte zu der Richtung Hermann Heller, Paul Tillich usw. Meine Rückkehr war primär keine politische Entscheidung. Ich habe Menschen gekannt, die Schlimmeres erlebten als ich - mein Vater starb an einer persönlichen Kränkung, meine Schwester nahm sich das Leben - und Liebe dagegen setzten. Die Rückkehr war bei mir eine Glaubensentscheidung.

Aufgenommen von Wolfgang Jean Stock, 852 Erlangen, Geschwister-Scholl-Straße 8.